

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Kinderseele.

Roman von Reinhold Drimann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ja, um alles in der Welt, Mädel, wie stellst du dir denn eigentlich den weiteren Verlauf der Dinge vor? Du hast keine Stellung mehr, und du sagst selbst, daß du auch keine Hoffnung hast, wieder eine zu finden. Und darüber, inwieweit du auf mich rechnen kannst, machst du dir doch vermutlich auch keine Illusionen mehr. Was soll also aus der Geschichte werden?“

Regine antwortete nicht. Erst nach einer kleinen Weile streckte sie ihre Hand aus. „Gut, gib mir das Geld, Botho! Ich nehme es für dich in Verwahrung.“

„Oho, Kindchen, so war es nicht gemeint. Wenn du's im Ernste verschmähst, verwahre ich mir's schon lieber selbst.“

„Nun wohl, so gib es mir für meinen eigenen Gebrauch. Ich habe vielleicht die Möglichkeit, mir damit eine Existenz zu begründen.“

Die freigebige Anwandlung schien ihn schon wieder zu gereuen. Aber vor diesem Mädchen, das ihm alles geopfert hatte, schämte er sich denn doch, sein Anerbieten zurückziehen. Er gab ihr die Scheine und lehnte sich, wieder von dem unheimlichen, rasselnden Husten erschüttert, aufs neue zurück. Mit geschlossenen Augen lag er da, erschöpft von der Anstrengung und von dem Schmerz, der wie mit scharfen Messern seine Brust zerriss.

Regine war neben ihn getreten und sah mit ernstem, fast finsternem Blick auf ihn herab. Dann legte sie ihre Hand auf seine Schulter. „Du mußt mir ein Versprechen geben, Botho!“

Widerwillig hob er die Lider und drehte ihr sein Gesicht zu. „Schon wieder? Es ist eigentlich merkwürdig, daß du meiner Versprechungen noch nicht überdrüssig geworden bist, kleine Regine!“

„Diesmal handelt sich's um eines, das du leicht genug halten kannst, und das du auch unbedingt halten mußt.“

„Na also: schieß los! Ich bin heute so nachgiebig gestimmt wie kaum je in meinem Leben.“

„Du wirst heute nicht ausgehen, weder im Verlauf des Tages noch am Abend, und du wirst mir erlauben, einen Arzt zu schicken.“

„Den Arzt meintwegen. Was aber den Stubenarrest betrifft — Mädel, du hast ja keine Ahnung, was du mir damit zumutest. Soll ich etwa hier in der Einsamkeit dieses Hauses nach allen Regeln der Wissenschaft verrückt werden?“

„Nein. Du sollst auch nicht einsam sein. Ich gehe jetzt, um noch einige Stellenvermittler aufzusuchen. Am Nachmittag aber komme ich wieder. Und dann will ich dir gerne Gesellschaft leisten, bis du eingeschlafen bist, oder bis du dich nicht mehr vor dem Alleinsein fürchtest.“

„Das ist sehr gut und lieb von dir, Kind! Und unter solcher Voraussetzung verspreche ich dir unbedenklich alles, was du verlangst. Leicht wäre mir das Ausgehen ja heute auch sicherlich nicht geworden, denn diese Influenza, oder was es nun sonst ist, scheint sich mit jeder Viertelstunde großartiger auszuwachsen. Du kommst also bestimmt wieder?“

„Sobald es mir möglich ist. — Hast du sonst noch einen Wunsch, Botho?“

„Nein. Das heißt — wenn du eine Flasche Wein mitbringen wolltest — Burgunder oder sonst was Feuriges. Es ist das Beste gegen das Fieber. Ich glaube nämlich im Ernst, daß ich ein bißchen Fieber habe.“

Die trodene Gize seiner ihr zum Abschied gerichteten Hand hätte ihr ohnedies verraten, daß es so war. Aber sie äußerte sich nicht darüber, sondern begnügte sich mit der Zusage, seinem Wunsch zu willfahren. Bis auf den Gang hinaus verfolgte sie der beängstigende Klang seines Hustens, und sie eilte mit raschen Schritten die Treppe hinab, als könne sie nicht schnell genug aus dem Machtbereich dieses qualenden Verfolgers fliehen.

Unaufhaltsam rannen ihr unter dem Schleier die Tränen über die Wangen, als sie durch die winterlichen Straßen der geschäftigen, unbarmherzigen Stadt lief, die ein Dorado scheint für die Glücklichen und eine Hölle für die Elenden und Verlassenen. Sie hatte ja nur wenig Hoffnung, zu finden, was sie suchte, denn seit acht Tagen war sie schon an unzähligen Stellen mit einem bedauernden Achselzucken abgefertigt worden.

Sie bog eben um die Ecke der Friedrichstraße, da war es ihr, als hätte hinter ihr jemand halblaut ihren Vornamen genannt; aber sie wußte ja, daß es in der Riesenstadt niemand gab, der sie so hätte anreden können, und sie drehte sich deshalb gar nicht um, sondern beschleunigte nur halb unwillkürlich ihren Schritt.

Da klang es wieder, und diesmal hart an ihrer Seite, wie in beklommener Bitte: „Regine! Liebe Regine!“

Wie sie nun erschrocken aufschaute, sah sie in ein wohlbekanntes, trauriges Gesicht. „Rudolf! Mein Gott, du bist's?“

Sie hatte stehen bleiben müssen, denn die Bestürzung über diese Begegnung machte sie schwindeln. Davon, daß ihr ehemaliger Verlobter in Berlin sei, hatte sie ja nichts gewußt. Und wenn sie es gewußt hätte, würde sie doch niemals mit der Möglichkeit gerechnet haben, daß er sie bei etnem zufälligen Zusammentreffen anreden werde.

Der frühere Buchhalter in Reinswaldbau fand nur mühsam das erste Wort. Er war gewiß kein schöner Mann, aber er hatte ein gutes, treuherziges Gesicht, und er sah in diesem Augenblick sicherlich nicht aus wie einer, der noch nachträglich Bericht halten will über eine treulose Veräterin. „Entschuldige, daß ich dich aufhalte“, brachte er endlich unsicher heraus. „Aber ich sah, daß du weinst, und wenn ich dir vielleicht mit irgend etwas behilflich sein könnte —“

„Nein — nein, mir kann niemand helfen. Und es ist grausam von dir — von Ihnen, daß Sie —“

Die Vorübergehenden fingen an, auf die beiden aufmerksam zu werden, und diese Wahrnehmung gab Rudolf Brehmer den Mut, ihren Arm zu nehmen und die Willenlose sanft mit sich hinwegzuziehen.

„Was ist grausam, liebe Regine? Daß ich dich nicht weinen sehen kann, ohne dir meinen Beistand anzubieten? Stehst du, es ist ja heute nicht das erste Mal, daß ich dir in Berlin begegne, und daß ich dir ein Stück Weges nachgegangen bin. Daß du hier bist, weiß ich schon seit einer ganzen Reihe von Wochen. Einer meiner früheren Kollegen hat es mir aus Reinswaldbau geschrieben.“

Daß es ihr Vater gewesen war, der ihm sein kummervolles Herz ausgeschüttet hatte, verschwieg er ihr aus natürlichem Hartgefühl, denn er wußte wohl, daß es ihr wehtun müßte, diesen Namen aus seinem Munde zu hören.

„Du mußt nicht denken, Regine,“ fuhr er fort, „daß ich mich aufdrängen oder dir irgendwie zur Last fallen will. Was geschehen ist, ist geschehen. Und ich weiß wohl, daß dir meine Gesellschaft nicht angenehm sein kann, jetzt, wo du einen anderen Lieb hast. Aber, siehst du, wir können doch denken, das mit unserer Verlobung wäre nie gewesen, und ich wäre nur ein guter alter Freund, vor dem man keine Geheimnisse zu haben braucht. So verzweifelt wie damals in meiner ersten Ueberraschung bin ich ja heute nicht mehr. Nach und nach würde ich mich wohl auch ganz damit abfinden, wenn ich nur wenigstens die Beruhigung hätte, daß du wirklich glücklich geworden bist.“

Während sie ganz sachte ihren Arm aus dem seinigen zog, sagte sie: „Das ist sehr gut von dir, Rudolf! Denn eigentlich müßtest du dich doch freuen, mich unglücklich zu sehen.“

„Freuen? O Regine, kannst du mir das antun, so von mir zu denken? Stehst du, es gab ja ein paar Tage, wo ich den — den anderen ganz gut hätte umbringen können, wenn ich die Natur für solche Gewalttaten hätte. Aber das ist nun ganz und gar vorbei. Und wenn ich nur wüßte, daß er dich glücklich macht, dann — dann würde ich ebenso gerne ihm helfen, wie ich dir helfen möchte.“

Seine Stimme hatte doch ein wenig gezittert, während er sich zu so heroischer Selbstverleugnung bekamte; aber es war so lange her, daß Regine kein Wort wahrer Anteilnahme und echter Menschenliebe mehr gehört hatte, daß ihre arme, verlassene Seele es jetzt in sich aufnahm wie ein Verschmachtender den ersten, heiß ersehnten Tropfen.

„Ich danke dir, Rudolf! Und wir haben es doch so wenig um dich verdient.“

„Ach, das laß mir. Wir wollen jetzt nicht mehr von diesen alten Geschichten reden. Darf ich fragen, wie es dir hier in Berlin geht? Dein — der Herr v. Reibnitz hat wohl eine gute Stellung?“

„Nein. Er hat noch keine finden können. Und seine Gesundheit ist augenblicklich so angegriffen, daß er auch nicht im Ernst daran denken kann, eine zu suchen.“

„Das ist schlimm. Es handelt sich doch nicht um etwas Bedenkliches.“

„Ich weiß nicht. Eben wollte ich einen Arzt bitten, ihn zu besuchen. Von dem werde ich es dann erfahren.“

Daß sie es verhältnismäßig ruhig sagte, konnte sich ihr Begleiter nur als einen Beweis für die Ungefährlichkeit der Krankheit deuten, und so glaubte er bei diesem Gegenstand nicht länger verweilen zu müssen. „Und du selbst? Dir geht es hoffentlich gut?“

Es bedeutete keine Demütigung für Regine, als sie ihm wahrheitsgetreu berichtete, wie furchtbar schwer der Kampf ums Dasein sei, den sie hier in der fremden, mitleidlosen Stadt zu führen hatte, und je rücksichtsloser sie sich all ihre Kümmernisse und Sorgen vom Herzen sprach, desto vollständiger vergaß sie, vor wem es geschah.

Rudolf Brehmer hatte ihr aufmerksam zugehört, und als es nun an ihm war, zu reden, da sprach er so unbesangenen und sachlich, als wäre „das mit ihrer Verlobung“ wirklich niemals gewesen. „Nun mache ich mir aber ernsthafte Vorwürfe, daß ich nicht schon bei einer früheren Begegnung den Mut gefunden habe, dich anzureden, Regine! Denn es trifft sich sehr glücklich, daß ich dir eine ganz gute bezahlte Stellung in dem Hause anbieten kann, wo ich jetzt tätig bin. Wir suchen nämlich schon seit Wochen nach einem tüchtigen und vertrauenswürdigen Fräulein für das Lager und die Beaufsichtigung der Expedition. Die nötigen Sach-

kenntnisse sind leicht zu erwerben, und wenn du willst, könntest du schon morgen eintreten.“

Regine sah ihn groß an. Sie hatte ihn früher immer so häßlich gefunden. In diesem Augenblick fand sie es nicht. „Du bist ein guter Mensch, Rudolf,“ sagte sie. „Und vergessen werde ich dir das nie. Aber daß ich es nicht annehmen kann, das stehst du doch wohl ein?“

„Aber warum denn nicht? Etwa, weil es dasselbe Haus ist, in dem auch ich tätig bin? Wenn es das ist, darfst du ganz ruhig sein. Ich habe mit dem Lager und der Expedition persönlich nicht das geringste zu tun, und es wäre sehr wohl möglich, daß wir einander wochenlang gar nicht zu Gesicht bekämen. Daß ich mich dir nicht aufdrängen werde, habe ich dir ja schon vorher gesagt.“

Da fühlte sie, daß sie ihm einen großen Schmerz zufügen würde, wenn sie sein Anerbieten ausschlug, und mit einem Lächeln, dem ersten, das seit langer Zeit über ihr einst so fröhliches Gesicht ging, streckte sie ihm ihre Hand entgegen. „Ich nehme es an, Rudolf! Und ich werde mir gewiß alle Mühe geben, mich deiner Empfehlung wert zu zeigen.“

Er nickte nur und behielt ihre Hand nicht länger in der seinen, als es geschehen mußte. Dann verabredeten sie das Nähere wegen ihrer morgigen Vorstellung bei dem Chef der Firma, und Rudolf Brehmer empfahl sich unter höflichem Lüften seines Hutes mit einem freundlichen Wunsche für die baldige Wiederherstellung des Herrn v. Reibnitz.

### 16. Kapitel.

Ganz allein war Margarete am Vormittag im Schlitten nach Waldenburg gefahren, um einige Besorgungen zu machen. Sie war von Jadwiga in Form einer höflichen Bitte darum ersucht worden; aber sie hatte sich nur ungern entschlossen, den Auftrag zu übernehmen, denn sie war in ernstlicher Sorge um Dietlinde.

Jemand mußte dem Kinde in der Frühe des heutigen Tages von der bevorstehenden Veränderung gesprochen haben, und die Wirkung war noch viel stärker gewesen, als Margarete es gesürchtet hatte. Totenblaß und am ganzen Leibe zitternd war die Kleine zu ihr ins Zimmer gestürzt und hatte sich wie in Todesangst an sie geklammert, ohne im Uebermaß ihres Schmerzes auch nur ein Wort herausbringen zu können. Margarete hatte alles getan, was in ihren Kräften stand, um die Aufgeregte zu trösten, und ihr selber war das Herz wohl kaum weniger schwer gewesen als dem verzweifelnden Kinde. Erst nachdem sie immer und immer wieder versichert hatte, daß sie in einigen Stunden zurück sein werde, hatte Dietlinde sich bewegen lassen, sie freizugeben und dem Rufe Jadwigas Folge zu leisten. Gesprochen aber hatte sie auch jetzt nicht, und ihr Aussehen hatte Margarete mit so beklemmender Angst erfüllt, daß sie nahe daran gewesen war, noch jetzt die beabsichtigte Fahrt aufzugeben. Aber sie war einem unmutigen Blick Jadwigas begegnet, und sie hatte sich nicht abermals einem unfreundlichen Wort gerade aus diesem Munde aussetzen wollen. So war sie mit kummervoller Seele gegangen.

Während sie jetzt durch die scharfe Kälte des Frosttages dahinfuhr, zermartete sie ihr Gehirn unablässig mit dem pelnigenden Gedanken, ob sie denn auch wirklich recht getan habe, auf Kosten dieses armen, früh geprüften Kinderherzens der vermeintlichen Stimme ihres Gewissens zu gehorchen.

Es war eine nutzlose Selbstqual, die sie sich mit diesen Grübeleien bereitet. Denn an dem, was einmal geschehen war, hätte ja alle Neue nichts mehr zu ändern vermocht. In den vier Tagen, die seit ihrer Unterredung mit dem Baron verlossen waren, hatte sie bereits alle Vorkehrungen für eine baldige Abreise getroffen und hatte sich nach verschiedenartigen Richtungen hin bemüht, eine andere Stellung zu finden. Sie durfte wohl nicht zweifeln, daß auch von Seiten Barbelebens oder Jadwigas ähnliche Schritte getan worden waren, wenn man ihr auch bisher keine Mitteilung darüber gemacht hatte.

Den Baron hatte sie während dieser vier Tage überhaupt nur ein paarmal flüchtig zu Gesicht bekommen, denn sie nahm alle ihre Mahlzeiten mit Dietlinde oben im Kinderzimmer ein. Ein stummer, höflicher Gruß, oder einige freundliche, nichts sagende Worte, das war alles, was ihr bei den wenigen zufälligen Begegnungen von ihm zuteil geworden war. Sein Benehmen mußte ihr Beweis genug dafür sein, daß er nicht mehr daran dachte, ihren Entschluß zu erschüttern.

Sie war trotz der Pelzhüllen halb erstarrt, als sie in Waldenburg den offenen Schlitten verließ, denn das nun schon seit Wochen anhaltende Frostwetter hatte sich während

der letzten Tage zu einer grimmigen Raste gesteigert. Von dem Wunsche getrieben, so bald als möglich wieder auf Klein-Eilbäck zu sein, beeilte sie sich, ihre Besorgungen zu machen. Aber als sie dann in das Hotel zurückkehrte, wo der Bardelebenschke Kutcher auszuspannen pflegte, teilte ihr der Mann mit, daß er den Pferden notwendig noch Ruhe gönnen müsse, und daß darum vor Ablauf einer Stunde kaum an die Heimfahrt zu denken sei. (Fortsetzung folgt.)

### Artilleristische Ueberraschungen im Kriege.

Zu den größten und furchtbarsten Ueberraschungen, die unsern so selbstgewissen Feinden in diesem Kriege bereitet werden, gehört die ungeheure Wucht und Wirkung unserer Geschütze, und besonders haben die neuen Kruppischen Belagerungs-Mörser sich als würdige Nachfolger jenes „Geschlechts der Mauerbrecher“ erwiesen, das zu Anfang des 16. Jahrhunderts den deutschen Waffen so großen Ruhm verlieh. In dem ewigen Wettlauf zwischen Befestigungskunst und Belagerungsgeschäft hat unsere Artillerie augenscheinlich einen gewaltigen Vorsprung gewonnen; die als uneinnehmbar gepriesenen Wunden der neuesten Festungen werden wertlos vor der ehernen Macht dieser Kanonen, und wieder einmal wirkt eine kühne artilleristische Neuerung alle Berechnungen und Hoffnungen über den Haufen. Das ist öfters gewesen im Altertum, Mittelalter und Neuzeit. Schon die Kriegsmaschinen der alten Babylonier triumphierten über feste Mauern und hohe Türme, und die Kunst der Rinder-Frägels, die bereits unter König Uria Maschinen hatten, zu schießen mit Pfeilen und großen Steinen, mußte vor den babylonischen Geschützen verblassen. Die Griechen und Römer führten dann wesentliche Neuerungen in dieser Hinsicht ein, und zwar war es, wie neuere Untersuchungen erwiesen haben, das mechanische Prinzip der Torsionselastizität, das sie zum Schrecken ihrer Feinde zur Anwendung brachten. Die einfachste Ausnutzung dieser Methode waren die Schleudermaschinen mit einem oder mehreren Hebeln, die der Tiererwitz „Dagger“, d. h. Waldfesel, nannte. Wie dies Lager nach der Sage mit seinen Hufen große Steine gegen seine Verfolger schleudern sollte, so warfen diese Geschütze Steinkugeln von 4 Pfund 300 und mehr Meter weit. Man hat in neuester Zeit zum wissenschaftlichen Studium einen solchen aldrömischen „Waldfesel“ rekonstruiert und s. B. festgestellt, daß dadurch 88 Zentimeter lange Pfeile bis zu mehr als halber Länge durch einen 3 Zentimeter starken, eisenbeschlagenen Schild geschleudert werden. Mit dieser ihrer antiken Artillerie, zu der die merkwürdigsten und wunderbarlich geformtesten Apparate gehörten, haben die Römer in allen Teilen der Welt den Troß hervorragender Festungen gebrochen, und schon das Auffahren ihres Geschützparkes genügte bisweilen, um die Belagerten zur Ergebung zu zwingen. Im Mittelalter ging diese Technik verloren. Anstelle der Torsionselastizität trat nun die Ausnutzung des Gegengewichts, durch die nur recht plumpe Maschinen konstruiert werden konnten. Aber der erfindertische Menschengeist drohte auch damals bereits mit furchtbarerem Schrecken. Eine der schlimmsten Ueberraschungen, die die Kriegsgeschichte kennt, haben die Byzantiner den Riesenslotten der Araber bereitet, die als seebeherrschende Volk im 9. und 10. Jahrhundert vor Konstantinopel erschienen. Mehrere Flotten wurden in langjährigen Kämpfen durch eine neue eigenartige Angriffswaffe vernichtet, durch das sog. griechische Feuer. Ein Gemisch von Schwefel, Schwefel und Salpeter wurde unter Donner und feurigem Rauch aus metallenen Röhren auf die Feinde geschleudert und so alles in Brand gesetzt. Man hat mit Recht in diesem griechischen Feuer den Vorläufer des Schießpulvers gesehen. Als aber die Entdeckung des deutschen Mönchs der Menschheit wirklich eine neue Waffe in die Hand gab, da wußte man sie durch Jahrhunderte noch nicht zu nutzen. Die schwerfälligen Kriegsmaschinen blieben weiter im Gebrauch, denn bei den mit Pulver geladenen Kanonen fürchtete man zuerst mehr das Geräusch als die Wirkung. Selbst die bronzenen Geschütze des 15. Jahrhunderts haben noch nicht viel Schaden angerichtet, und auch was von der „faulen Gräte“ auf märkischem Boden gefabelt wird, hat der wissenschaftlichen Forschung nicht Stand gehalten. Nur selten gelang es damals, mit dem Geschütz eine so breite Bresche zu schießen, daß der Sturm durch sie gewagt werden konnte. Erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts trat der große Umchwung ein. Als die Riesenmauern der Feste Landsstuhl unter dem Feuer der Kanonen in Trümmer sanken und den

letzten großen Vertreter des Rittertums, den edlen Franz von Sickingen, unter sich begruben, da war wieder einmal eine große Ueberraschung in der Kriegsgeschichte gelungen. Die festesten Mauern hielten nun dem Geschütz nicht mehr Stand; man mußte sie durch angeschüttete Erde verstärken und ging so zu Wällen und Bastionen über, die eine ganz neue Methode der Befestigungskunst heraufführten. Seitdem tobt der Kampf zwischen Kanone und Festung bis auf den heutigen Tag, und gleich zu Anfang traten als die gefährlichsten Feinde der neuen Befestigungen die Mörser hervor, eine Erfindung des Veit Wolf v. Senfftenberg 1570, die ein Jahrhundert Alleinbesitz der deutschen Artillerie war. „Sie mögen wohl der Welt Schrecken genannt werden“, schreibt Senfftenberg von ihnen, „denn damit gibt man allem schweren Geschütz Ursaub. Und kann mit Worten nit beschreiben noch ausgesprochen werden die Nutzbarkeiten, so darinnen verborgen liegen“. Von Ludwig XIV. weiter ausgebildet, wurden sie dann besonders zum Bombenwurf benutzt, wobei die Geschosse die starken Decken der Blockhäuser und Kasematten durchschlugen und durch ihre Sprengladung wirkten. Eine Weiterführung des Gedankens war die Bombekanon, die der französische General Vauban erfand und die sich in der Heeren Napoleons so manchen Vorteil verschaffte. Schon Friedrich der Große hatte auf ein brauchbares Feldgeschütz großen Wert gelegt und jene von seinen Feinden so gefürchteten „Rummere“ verwendet, schwere Zwölfpfünder, die sich in der Schlacht bei Leuthen besonders bewährten. Eine artilleristische Ueberraschung, mit der die Engländer zuerst aufwarteten, war die von dem Kapitän Congreve zuerst 1804 zu einer brauchbaren Waffe ausgestaltete Rakete, mit der die englischen Schiffe 1806 Boulogne und 1807 Kopenhagen mörderisch beschossen. Während die französischen Mitrailleusen 1870 versagten, hat die Firma Krupp von Anfang an für wirksame Ueberraschungen unserer Feinde gesorgt. Die 1861 zuerst in Preußen eingeführten Dinkel-Ladungsgeschütze bewährten sich 1864 vortrefflich gegen die Düppeler Schanzen, sowie 1866 das Zündnadelgewehr zu den Erfolgen gegen die Oesterreicher wesentlich beitrug. Krupp hat auch schon 1870 ein Ballongeschütz konstruiert, das gegen die aus dem belagerten Paris entsandten Ballons verwendet wurde und als ältester Versuch der Art in unserer Zeit des Luftkrieges bedeutungsvoll bleibt.

### Tom Atkins.

Durch unseren Sieg über englische Kavallerie ist es sichergestellt, daß England sich verpflichtet hat, ein Landheer Frankreich zu Hilfe zu senden. Man weiß von den englischen Soldaten, schlecht hin „Tom Atkins“ genannt, in England selbst sehr wenig. Das englische Heer kämpft auf fernem Schauplatz, „bald nahe am Pol, bald in tropischer Sonne“. England hat niemals das Bedürfnis empfunden, ein stehendes Heer zum Schutz der heimatischen Insel zu halten. Daher ist England die einzige der europäischen Großmächte, bei der die allgemeine Wehrpflicht nicht eingeführt ist. Die Soldaten werden nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren angeworben, und zwar für einen Sold, der nicht groß genug ist, um heimische, gut bezahlte Arbeiter oder Handwerker anzulocken. Dagegen ist die Aussicht, in fremdem Lande ein Abenteuererleben, wenn auch in strenger Militärdisziplin, zu führen, verlockend für alle Arten von Menschen in unsicherer bürgerlicher Stellung, für alle Subjekte, die mit Polizei und Gerichten in Konflikt geraten sind, oder ihrer Charakteranlage wegen in solche Konflikte zu geraten fürchten. Das englische Heer zieht Leute an, wie sie zu allen Zeiten in Soldnerheeren mit Mannhaftigkeit und Todesverachtung, aber ohne Begeisterung für eine große Sache und ohne Liebe zur Fahne, unter der sie stehen, gekämpft haben. Für die „Witve in Windsor“, wie Kipling die Königin nennt, zu deren Ehre in England über 50 Jahre die Nationalhymne in: „God save the queen“ abgeändert war, haben diese Soldaten in allen Weltteilen gefochten. Mit Stolz läßt der imperialistischste englische Dichter in seinen „Soldatenliedern“ den Troß singen:

„Einen Streit mit der Witve von Windsor  
hat mancher sich gut überlegt,  
Denn ihr Vorpostenstand ist zur See und zu Land,  
Wo man unsere Trommeln schlägt.“

Aber der Refrain dieser Strophen lautet recht resigniert:  
„Arme Teufel, — wir sind's, die man schlägt.“

Was Wunder, daß sie nicht den Wunsch haben, in Europa zu bleiben, und der Dichter gewiß aus aller Herzen spricht: „Schafft mich östlich nur von Suez, alles andre ist mir wurst, Wo die 10 Gebote nichts gelten und ein Mann sich holt 'nen Durst“, zumal das Bedürfnis, „seinen Durst zu stillen“, d. h. die Trunksucht, nicht nur englisches Nationallaster, sondern insbesondere das seines Heeres ist.

Zu dieser aus den niedersten Volksschichten hervorgegangenen Soldateska gesellt sich so mancher Mutter Sohn aus gutem Hause, der sein Geld verspielt oder verlernt und nichts gelernt hat, um sich eine Existenz auf bürgerlicher Basis zu gründen.

So hat das englische Heer einen der französischen Fremdenlegion verwandten Charakter. Kipling nennt es auch „Die Legion Verlorener, die Kohorte, die verflucht ist“, und er läßt einen solchen armen Teufel aus gutem Hause, der als gemeiner Soldat Dienst tun muß, den traurigen Refrain anstimmen:

„Wir sind arme kleine Kämmer, und kein Stall in der Näh',  
Wir sind schwarze Schafe, verirrt im Schnee,  
Gemeine Soldaten aus vornehmerm Haus,  
Führen zur Hölle in Saus und in Braus,  
Gott, hab' Erbarmen und hilf uns heraus.“

### Die Munition und ihr Eratz im Felde.

Eine Truppe, deren Schießbedarf im Gefechte sich erschöpft, ist nicht nur nicht mehr zum Angriff und demnach zum Erfolge fähig, sie wird wehrlos und ist dem Verderben, der Vernichtung durch den Feind preisgegeben. Die Infanterie und die Kavallerie befördern den Schießbedarf teils am Körper, teils wird er ihnen in besonderen Wagen, auch in Kolonnen zusammengeführt, nachgeführt. Die Artillerie fördert einen Teil des Schießbedarfes mit ihrer Waffe zugleich, aber auch für sie bestehen besondere Formationen, die die Munition enthalten und sie für die Truppe bereit stellen sollen. Der Munitionseratz für die kämpfende Truppe ist eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben der Kriegsführung. Es hat sich diese Schwierigkeit mit der Einführung der schnell-schießenden Waffen sehr gesteigert, und es gehört zu den niemals schwindenden Sorgen der Führer aller Grade, mit der vorhandenen und im Gefechte erreichbaren Munition so hauszuhalten, daß ein „Verschießen“ der kämpfenden Truppen nicht eintrete. Ueber den Munitionseratz bei der Infanterie sind die Zahlen der vorhandenen Patronen in keiner Armee bekannt. Man weiß nur, daß der Mann teils in den Patronentaschen, teils in eigenen kleinen Behältnissen, im Tornister und in den Taschen der Bekleidungsstücke so viel Patronen bei sich hat, als es nur möglich ist, ohne ihn übermäßig zu belasten. Die Hauptmunition führen die Patronenwagen, die zum Gefechtsterrain der Truppe gehören und ihr unmittelbar bis zur Entwicklung in die Feuerlinie durch jedes Terrain zu folgen vermögen. Vor dem Gefechte werden gewöhnlich die Patronenwagen entleert und deren Inhalt an die Mannschaften verteilt. Diese sollen sie dann in Brotbeuteln, Rock- und Sackentaschen unterbringen und ebenso die im Tornister mitgeführte Munition aus diesen herausnehmen. In der Verteidigung legt man die Patronen in die Schützengräben bereit und macht für sie durch kurze Erbarbeiten in einzelnen Abschnitten kleine Erdnischen zurecht. Jede Abteilung, die nach vorwärts in die Feuerlinie einrückt, bringt frische Patronen mit. Die einzelnen Abteilungen verständigen sich in der Feuerlinie darüber, ob etwa bei einem Mangel an Munition eingetreten ist. In solchen Fällen findet ein Ausgleich der Munitionsvorräte innerhalb der Feuerlinie statt. Die gefüllten Patronenwagen einer jeden Kompanie sollen möglichst nahe hinter die stehende Truppe zu gelangen trachten, sie nehmen dort gedeckte Aufstellung. Wenn aber eine Deckung nicht zu erzielen ist, so müssen die Patronenwagen ohne jede Rücksicht auf etwaige Verluste an die Truppe herangehen. Denn die Hauptsache ist ja, daß die Feuerlinie ihre dringend erforderliche Nahrung finde und jederzeit mit Patronen in ausreichendem Maße versorgt sei. Jeder Kompanie-Patronenwagen muß auch auf Verlangen anderen als der eigenen Abteilung Patronen verabfolgen; ihm folgen in angemessenen Entfernungen Infanterie-Munitionskolonnen, die durch die höhere Führung dirigiert und in Marsch gesetzt werden. Ein großer Verbrauch an Munition im modernen Kriege sind die Maschinen-Gewehre geworden. Ihre Aufgabe ist, die unmittelbare Unterstützung des Feuerkampfes der Infanterie. Sie werden daher beim Gefechte zunächst nur zum Kampf bereit gestellt, und ihr Einsatz erfolgt erst auf Befehl des Truppenführers, dem sie, wie die ganze zum Gefechte vorhandene Summe der Streitkräfte, unterstellt sind. Wohl führen die Maschinengewehre keine lang dauernden Feuerkämpfe, denn sie sollen nur entscheidende Momente ausnützen, aber eben in diesen Zeitabschnitten verschießen sie sehr viel Munition.

So muß denn die Truppenführung im heutigen Kriege auch für das Vorhandensein und rechtzeitige Heranzuführen dieses Schießbedarfes ausreichende Sorge tragen. Jeder Artillerieführer ist dazu verpflichtet, dauernd für die Regelung des Munitionseratzes zu sorgen. Der Bedarf an Munition wird in erster Linie aus den sog. „Staffeln“, zunächst aus den leichtsten Munitionskolonnen entnommen. Da die Prozen der Geschütze und die mitgeführten Munitionswagen der Staffel gewöhnlich in Deckung nach rückwärts gebracht werden, so muß bei der Einnahme einer Feuerstellung vorher die Munition aus den Geschützprozen teilweise oder ganz entleert, aus den Munitionswagenprozen aber immer herausgenommen werden. Für die Kavallerie kommt Munition nur im Gefechte zu Fuß in Betracht. Auch sie führt Munition bei sich. Bei allen Waffen aber zeigt sich nach den Erfahrungen der letzten Kriege trotz aller sorgfamer Aufmerksamkeit immer wieder die Notwendigkeit, daß die Truppen im Besitze reichhaltig bemessener und vorhandener Munition davor bewahrt werden müssen, mit diesem kostbaren Gute etwa Verschwendung zu treiben. Es ist Sache der Führer, auf Grund der schon im Frieden eingeübten Feuerdisziplin die Truppe vor der Katastrophe des Verschießens zu bewahren. Freilich muß dabei der Gemütszustand der schießenden Truppen in Betracht gezogen werden, weil ja die Nervosität in der Feuerlinie manchen Schützen dazu verleiten könnte, zwecklos und zu viel zu schießen. Diesen Uebelständen zu begegnen ist Pflicht der Unterführer, die ihre Leute gerade in solchen entscheidenden Momenten fest in der Hand haben müssen.

### Vermischtes.

\* Prozesse, die Jahrhunderte dauern. Vom alten Reichsgericht in Weblar hat man uns erzählt, daß dort Prozesse jahrhundertlang geführt wurden. Aber auch noch in neuerer Zeit, da der Schiedsman des heiligen römischen Reichs deutscher Nation längst verfunken ist, haben Prozesse länger als ein halbes Jahrtausend gedauert. Ein solcher Streitfall war der zwischen den Grafen von Nevers und einigen Einwohnern von Donzy. Der Prozeß begann im Jahre 1210 und wurde erst 1848 endgültig entschieden, hat also 638 Jahre geschwebt. Merkwürdigerweise ganz die gleiche Bezeichnung nahm ein anderer Prozeß in Anspruch, den die Bürger von Campan und Bagneres miteinander ausfochten. Er begann im Jahre 1294 und das Urteil wurde erst im Jahre 1892 gesprochen. Das kleine Dörfchen Campan ist überhaupt ein „Prozeßhans!“ gewesen, denn es führte noch einen anderen Prozeß, der ebenfalls viele Jahrhunderte dauerte, an dessen Durchsichtung zahlreiche Rechtsanwälte ihr ganzes Leben lang arbeiteten und bei dem die Parteien unendlich viel mehr Geld verloren, als die Sache ihnen einbrachte. Bei den russischen Gerichten schwebt noch jetzt ein Prozeß, der seit mehr als fünf Jahrhunderten zwischen einem hohen Adligen und Bürgern des Ortes Kamiesch Rodolski wegen Grenzstreitigkeiten geführt wird. Ein Alter von 200 Jahren erreichte ein Prozeß, der um die Hinterlassenschaft des ungarischen Bischofs Venetza geführt wurde. Der hohe Geistliche hinterließ seiner Familie gewaltige Besitzungen, aber bei seinem Tode in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren die Güter von Türken überflutet, und es dauerte längere Zeit, bevor die poltischen Verhältnisse soweit geklärt waren, daß Ansprüche darauf erhoben werden konnten. Unterdessen war die Zahl der Erbberechtigten auf tausend angewachsen, und da sich diese im Jahre 1768 nicht einigen konnten, kam es zu einem Prozeß, der erst 1890 entschieden wurde. Damals erhielt jeder der „glücklichen Erben“ 20 Mark. Den weitaus größten Teil der Erbschaft, die ursprünglich vier Millionen wert war, hatten die Prozeßkosten und die Rechtsanwalts-honorare verschlungen.

\* Irre geworden. Richter: „Also wollen Sie gestehen, daß Sie das Fahrrad gestohlen haben?“ Angeklagter: „Nein, nach dem, was der Verteidiger sagte, glaube ich nicht, daß ich es gewesen bin!“

### Rätselsprung.

ein	zur	vergeht	schei	so	die	mir	heute
abend	freund	kleines	ein	die	vereint	ist	lob
o	über	nen	eh'	dei	zu	noch	gib
der	der	kleines	spät	über	hand	der	es

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Zitatentätsels in letzter Nummer:  
Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da.